

FRAGEN SIE  
ELENA WITZECKWarum lästern  
alte Stars über  
neue Musik?

Gerade war „Hackney Diamonds“, die neue Platte der Rolling Stones, erschienen, da gab Keith Richards seine Einschätzung zeitgenössischer Musik zu Protokoll: „Ich will gar nicht erst anfangen, über moderne Musik zu reden. Schlagzeug auf Knopfdruck, und alles ist synthetisch. Digitale Aufnahmen sind eine Einwegtoilette.“ Einwegtoilette? Das war natürlich extra gemein. Erstens, weil junge Musiker umgekehrt immer noch die Stones als große Vorbilder nennen. Zweitens, weil kundige Rezensenten dem neuen Stones-Album vorgehalten haben, „zu perfekt“ zu sein. Auch die klingen also nicht mehr nach ausgefranstem Sixties-Rock. Und drittens, weil es immer leicht ist, aus der Perspektive der Arrivierten, die ein halbes Jahrhundert Musikkultur geprägt haben, naserümpfend auf die Nachgeborenen zu schauen.

Neulich hatten wir ein Interview mit Sen Dog von Cypress Hill. Der könnte zwar Keith Richards' Sohn sein, ist aber immerhin auch 57 Jahre alt. Sen Dog sagte, er sei kein Fan aktueller Hip-Hop-Produktionen, er wisse nicht mal, ob die sich noch an seiner Band orientieren (tun sie). „Alles dreht sich um mich, mein Geld, meine Autos, meine Frauen. Wenn es das ist, was die Kids heutzutage begeistert, in Ordnung. Aber es ist nicht das, was mich damals zum Hip-Hop brachte.“

Total falsch ist das nicht. Aber kommen diese Helden der Musikindustrie wirklich aus einer Zeit, in der das Leben „real“ war, einem Schlaraffenland der Songs, mit denen kein Künstler von heute mithalten kann? Dass es niemand mehr um die gemeinsame Sache geht, glaubt Sen Dog doch selbst nach dem dritten Joint nicht. Und was den Unterhaltungswert angeht: Haben sich die Stones nicht 1974 selbst mit „It's Only Rock'n'Roll (But I Like It)“ zum puren Spaß bekannt? Es gibt heute viel elektronisch produzierte Musik. Doch die großen Helden der Studios sind immer noch die Oldies. Damals haben sie die etablierten Verhältnisse kritisiert. Heute tun das Lady Gaga, Harry Styles oder Billie Eilish. Die Stones wiederum sangen früher: „Hope I die before I get old.“ Hat der ganze Rant doch eher damit zu tun? Wenn die Popmusik und der junge Rap von heute so über die Alten urteilen würden, wäre das Gezeter groß. Ich vermute, die Lästerei der Alten sagt mehr über sie selbst als über die Musikqualität unserer Zeit. Aber das ist natürlich eine Frage der Perspektive. Und des Geschmacks.

Elena Witzeck schreibt hier alle vier Wochen über Pop. Stellen Sie Ihre Fragen an FragenSie@FAZ.de

FORTSETZUNG VON SEITE 37

## Der Hass schlummerte nur

Zwecken bis natürlich zur ewigen Figur des Juden als heimlichen Herrschers hinter den Kulissen, des Strippenziehers hinter den Regierenden der Welt. Letzteres ist eine Erzählung, die nicht nur nicht ausstirbt, sondern auf die sich Rechte, Linke und Islamofaschisten geeinigt haben. Selbst das Geraune von Brunnen vergiftenden Israelis schafft es spielend in die „Fridays for Future“- und in die BDS-Bewegung sowieso, in deren Reihen nach dem Rückzug Israels aus Gaza, auch nach der zwangsweisen Räumung jüdischer Siedlungen durch die Armee sogleich behauptet wurde, dass Israel mit seiner traditionellen Perfidie nun im Westjordanland „Rache“ nehme. Man möchte lachen ob der Absurdität – wenn man nicht sähe, wie ihr weltweit Glauben geschenkt wird. Antizionismus ist der Antisemitismus unserer Zeit.

In der Gesellschaft hierzulande fehlt es nicht nur an Kenntnis über die Geschichte des Nahostkonfliktes. Die oft einseitige, in der Regel von Täter-Opfer-Umkehr geprägte Berichterstattung der meisten Medien und der gebührenfinanzierten Sendeanstalten trägt massiv zu einer vorurteilsbehafteten Wahrneh-

mung Israels bei. Auch über das Judentum gibt es keinerlei Wissen, was uralte antisemitische Klischees ungebremst wuchern lässt.

Der Hausphilosoph Deutschlands, Richard David Precht, den man wohl als einen gebildeten Menschen verstehen muss, hat es gerade vorgeführt, als er in einem gebührenfinanzierten Podcast davon schwafelte, dass Juden schon immer nur von „Diamantenhandel und Finanzgeschäften“ gelebt hätten und „sonst nicht arbeiten“. Ja, das internationale Weltfinanzjudentum! Das versteht ja jeder. So sind sie. Die Juden und das Geld.

Müdigkeit ob der ununterbrochen verbreiteten Mythen machte sich schon seit Langem breit in der jüdischen Community, es scheint kein Ankommen zu geben. Man nahm es sportlich und mit Ironie.

Das Ausmaß der Desinformation, an die man sich gewissermaßen gewöhnt hatte, verschlägt einem nun aber doch den Atem. Von der Hamas selbst gefilmte und verbreitete Bilder ihrer Gräueltaten werden weltweit als israelische Propaganda dargestellt. In der Presse, selbst in der „New York Times“, übernahm man kri-

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, „Goethe in der römischen Campagna“, gemalt im Jahr 1787 (Bildausschnitt, ohne Goethe). Foto Picture Alliance



## KUNST DER WOCHE

## Wo bleibt Goethe?

Von Niklas Maak

Das Europa eine ziemlich abstrakte Idee ist, deren Schönheit nicht jedem, der hier wohnt, einleuchtet – das kann man an den wütenden Kommentaren zur Brüsseler Bürokratie erkennen, am Erfolg der populistischen Parteien, die „Europa“ sehr erfolgreich als eine üble Fernsteuerung nationaler Politik durch nicht näher beschriebene finstere Mächte darstellen. In einer Zeit, in der nationalistische Kräfte überall zulegen, sollte es eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, die Orte zu pflegen, an denen Europa als etwas Aufregendes, Bereicherndes zu erleben ist – und das sind eben auch die nationalen Kulturinstitute. Vielleicht hat man schöne Urlaubserinnerungen an Italien oder Spanien, aber richtig Italienisch lernt man am Istituto Italiano; man liest dort vielleicht zum ersten Mal Manzoni „I promessi sposi“, bei einer Party im Institut français hört man zum ersten Mal Serge Gainsbourg.

Virginie Despentes am Institut français, Habermas am Goethe-Institut in Turin – einem der ersten, die nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnet wurden als Botschaft eines neuen, demokratischen Deutschlands an die Nachbarn, wie ernst es der jungen Bundesrepublik mit einem europäischen Neuanfang war: Es waren und sind auch die Sprachkurse und Veranstaltungen der Institute, die ein europäisches Denken und Fühlen möglich machen – und es kann gar keine

größere Dummheit geben, als in einem Moment, in dem Europa jedes bisschen Fundament, das noch da ist, gut brauchen kann, die renommierten Goethe-Institute in Turin und Genua dichtzumachen, in Neapel die Sprachabteilung abzuschaffen und die Institute in Rotterdam, Lille, Straßburg und Bordeaux ebenfalls zu schließen. Genau das ist geplant. Serge und Beate Klarsfeld, Patrick Süskind und viele andere protestieren in einem offenen Brief gegen die Schließungen, und auch die proeuropäische italienische Öffentlichkeit ist wie vor den Kopf gestoßen. „Italia Oggi“ berichtet ungläubig, dass dafür „auf den Fidschi-Inseln ein Goethe-Institut eröffnet“, der Politologe Angelo Bolaffi sieht hinter der Entscheidung, Italiens Institute zu halbieren und stattdessen die Goethe-Präsenz „vor allem in Polen“ zu verstärken, einen Ausdruck des Desinteresses von Außenministerin Baerbock am westlichen Kerneuropa und eine „Verschiebung Richtung Osteuropa, aber auch von Europa weg“.

Tatsächlich kommt der Spardruck vom Außenministerium, mit dem zusammen das Goethe-Institut, wie es in einer seiner rätselhaften Pressemitteilungen formuliert, beschlossene haben will, die „Handlungsspielräume weltweit zu vergrößern.“ So salbungsvoll kann die rhetorische Nebelmaschine „Schließung“ sagen. Mit dem frei werdenden Geld wolle man nun unter an-

derem „die Vorintegration von Fachkräften in Ländern des Globalen Südens“ verstärken. „Vorintegration“ klingt ein bisschen seltsam, nach mechanischer Anpassung. Wer will ein deutsches Institut, das auf den „Globalen Süden“ mit der Absicht der „Vorintegration“ losgeht? Wir haben Herrn Chudori erfolgreich vorintegriert, er passt jetzt an eine deutsche Drehbank! – Herzlichen Glückwunschs! Tritt an die Stelle der Völkerverständigung die Behebung des Fachkräftemangels?

Wenn man dieser Tage mit hohen Funktionären des Goethe-Instituts spricht, reagieren die mit einer Art bockig-depressiver Handlungshemmung. Es sei jetzt so entschieden, werde auch nicht rückgängig gemacht, Protest lohne nicht, auf Wiedersehen. Ja? So einfach gibt man wichtige Pfeiler der europäischen Idee auf? Und was ist das für eine Regierung, die ihre Nachbarn mit einem angeblich dringend notwendigen, eine Milliarde teuren Erweiterungsbau des schon jetzt größten Regierungssitzes der Welt, des Berliner Kanzleramts, erschreckt? Die an jedem 3. Oktober in jeder deutschen Botschaft der Welt kostspielige Partys veranstaltet? Die aber das Gefühl für Europa in der Ebene, die wirklichen Begegnungsorte, verdrängen lässt? Goethe wusste, dass die Deutschen Italien brauchen und Europa. Die Politbürokraten haben es leider vergessen.



Blick auf das Jüdische Museum in Frankfurt. Foto Lando Hass

re und Panik, die Gesellschaft hierzulande stehe jetzt vielleicht tatsächlich solidarisch zu Israel und „seinen“ Juden, diesem sogenannten „Geschenk“ und habe, wenn auch nur angesichts von aktuell begangenen Gräueln, verstanden, wie bedroht jüdisches Leben ist, herrschen wieder Resignation und Fatalismus – nur jetzt gepaart mit Angst, dass aus den bisher meist nur verbalen Attacken, den Schubereien auf dem Schulhof oder bei Maccabi-Spielen, dem Niederschreiben jüdischer Studenten an den Universitäten, wenn sie es wagen, eine andere oder auch nur differenzierte Sicht zum Nahen Osten zu äußern, nun Angriffe auf Leib und Leben folgen. Es fliegen Brandsätze

auf Synagogen in Berlin, in London, in Paris. In Berlin werden Haustüren mit dem Davidstern markiert. Und die selbstbewussten Nachfahren der Schoa-Überlebenden, die ihren Großeltern und Eltern erklärten, dass hier das „Nie wieder“ gilt, fangen an zu stottern und sitzen gesenkten Hauptes vor den wissenden Blicken der Alten, die sich nie in Sicherheit wiegen.

Alle starren mit zitternden Händen auf die Nachrichten aus dem Land, für das der Schutz jüdischen Lebens Staatsräson und Gründungszweck war. Und natürlich kennt in der kleinen jüdischen Gemeinschaft jeder jemanden, der es jetzt verteidigt oder mit seinen Kindern im Luftschutzbunker sitzt.

Während die offizielle Politik sich angesichts der grauenhaften Bilder in ungewohnter Einigkeit solidarisch erklärt, hat das reflexhafte „Ja, aber“, parallel zu der Angst der Juden vor den Konsequenzen des Krieges, sofort die Bars und Straßen erreicht. Die ganze Verquastheit des Denkens über die Juden, die Israelis, zeigt sich seit Jahrzehnten auch darin, dass man von ihnen erwartet, doch anders auf Angriffe auf ihr Leben zu reagieren: Sie, ja sie!, hätten doch aus der Geschichte lernen müssen! Abgesehen davon, dass das wohl heißen soll, Juden sind keine Menschen wie alle anderen, möchte man die säkularen Protestanten, Pazifismus-Träumer, und das sind noch die Wohlmeinendsten, fragen, was sie fordern würden, gingen ununter-

## ECHTZEIT

Geschichten träumen  
mit Pedro Almodóvar

Von Bert Rebhاندl

Pedro Almodóvar hat einen Traum. Keinen erfreulichen, eher einen schrecklichen. Er kommt auf einen Filmset, hat einen Drehtag vor sich, viele Menschen warten auf ihn, Beleuchter, Kabelträger, Kameraleute und natürlich Schauspieler. Er möchte die ersten Anweisungen geben, aber irgendetwas klappt nicht. Er kann sich nicht mitteilen, die Atmosphäre ist „dicht“, zwischen ihm und der Welt, zwischen ihm und dem Kino ist eine Barriere, über die er nicht hinwegkommt. Vermutlich haben die meisten Filmemacher ab und zu ähnliche Albträume. Und Pedro Almodóvar kann ja auf eine sehr lange Liste von Titeln zurückblicken, die bezeugen, dass er die Barriere immer wieder überwunden hat. Er ist der größte Filmemacher Spaniens, vielleicht sogar Europas. Er ist die Verkörperung des demokratischen Aufbruchs seines Landes, seine Jugend verbrachte er noch in einer klerikal gefärbten Diktatur. Nächstes Jahr wird er 75 Jahre alt, er könnte sich längst zur Ruhe setzen.

Aber dazu hat er noch zu viele Träume. Einer davon ist schon ganz konkret: Im März 2024 erscheint sein Buch „Der letzte Traum“. Es enthält Erzählungen, die er im Lauf seines Lebens geschrieben hat. Anstelle einer Autobiographie, die er nie schreiben will. Weil sein Terminus sehr eng getaktet ist, macht er jetzt schon einmal ein bisschen Presse für sein Buch. Und so sitzen am letzten Donnerstagmittag dieses Oktobers ein paar Journalisten aus allen Gegenden Europas vor ihren Bildschirmen und in einem Zoom-Raum mit Almodóvar.

Der hat einen klassischen Hintergrund gewählt: eine Bücherwand, vielleicht eher die in seinem Verlag als seine eigene. Die stellt man sich ein wenig lebendiger vor, nicht so ehrwürdig und bildungsschwer. Jeder Teilnehmer darf eine Frage stellen, eine zweite geht sich dann auch noch aus, alle warten beflissen reihum, bis sie ihr Mikro einschalten dürfen.

Schriftsteller zu werden, das war sein erster Traum, so kann man es in seinem Buch lesen. Gibt es nun, da er auf eine reiche Karriere im Kino zurückblicken kann, so etwas wie ein spätes Bedauern, dass er das Feld der Literatur nur beiläufig gepflegt hat? „Ich muss realistisch sein. Ich kann kleine Geschichten schreiben und alle meine Drehbücher. Aber einen großen Roman habe ich nicht in mir, das wäre nicht gut genug, da hätte ich höhere Ansprüche.“ Die Geschichten aus „Der letzte Traum“ haben tatsächlich alle eine beiläufige Anmutung und sind in der Lebensgeschichte von Almodóvar verhaftet. Die Titelgeschichte erzählt vom Tod seiner Mutter und von dem Rätsel, das jeder

Mensch für die anderen ist – Träume sind nun einmal unerreichbar, niemand kann in die Träume von jemand anderem wirklich hineinschauen.

Eine Kollegin aus Polen fragt Almodóvar danach, ob er – ähnlich wie fast alle seiner Filmfiguren – viel Schmerz in seinem Leben gekannt habe. „Schmerz ist ein Teil unseres Lebens, körperlicher wie seelischer Schmerz“, antwortet er. „In meiner Familie gab es immer schon Migräne. Seit 2005 bin ich auch getroffen. Glauben Sie mir, eine Migräne hat mit Kopfschmerzen nichts zu tun. Das ist etwas ganz anderes. Aber was soll ich sagen? Schmerz gibt einem ein tieferes Verständnis des Lebens.“

In der ersten Geschichte seines Buchs kommt eine Frau in einem extravaganten Kleid, mit dem sie ihre Verehrung für Marlene Dietrich kundtut, in ein katholisches Internat und konfrontiert dort den Schulleiter mit den Sünden, die an ihrem Bruder begangen wurden. Almodóvar ging selbst in eine solche Schule, sexuelle Repression und deren Überwindung sind ein Lebens-thema. „Wenn die Kirche ihre Priester heiraten lassen würde, wenn sie den Zölibat abschaffen würde, wenn alle Kleriker ein sexuelles Leben haben könnten: Ich bin sicher, neunzig Prozent der Missbräuche würden unterbleiben. Ich wusste damals von vielen Fällen in meiner unmittelbaren Umgebung. Drei Jahre lang war ich ein ‚interno‘, lebte im Internat, es war wie ‚Big Brother‘.“

Als er zehn Jahre war, bekam er von seiner Mutter eine Schreibmaschine geschenkt. Und als er aus La Mancha nach Madrid kam, entdeckte er Super 8.

Almodóvar war für ganz Europa ein Pionier einer queeren Gesellschaft, in der Menschen ihre Rollen wechseln konnten und immer wieder auch mussten, um dem Leidensdruck zu entkommen, der ihnen von den Traditionen auferlegt wurde. Derzeit ist er viel in New York, weil er dort ein Kammer-spiel mit Cate Blanchett drehen möchte. Doch seine wahre Heimat bleibt Madrid: „Ich brauche die Geräusche der Stadt vor meinem Fenster, um mich wohlfühlen.“ Das Schreiben, und zwar nicht nur von Drehbüchern, ist inzwischen sein täglicher Begleiter. „Ich habe nie Tagebuch geführt, aber inzwischen mache ich etwas Vergleichbares. Ich notiere mir etwas aus dem Leben und verwandle es in kleine Erzählungen. Man nennt das Autofiktion.“

Wenn später einmal jemand den Nachlass von Pedro Almodóvar aufarbeitet, wer weiß, vielleicht findet sich dann sogar ein unerwarteter Text, den man als eine Art Roman lesen kann. Bis dahin möge er aber noch viele Filmsets betreten und sich dort problemlos Gehör verschaffen.

brochen Raketen auf ihre Altbauten nieder.

Viele meiner jüdischen Freunde bleiben im Homeoffice und fühlen sich nicht sicher auf der Straße. Man ist wieder eine Schicksalsgemeinschaft.

Und es fängt erst an. Dieser Krieg wird lange und böse.

Vor einiger Zeit hatte ich den Auftrag, für ein Bildungsportal Texte zum Judentum, zum vermeintlich blühenden jüdischen Leben hier zu schreiben, mal eben kurz den Nahostkonflikt sowie die direkte Linie von Antijudaismus-Antisemitismus-Antizionismus zu erläutern. Ich erzählte einer Freundin davon. Sie reagierte trocken: Müssen wir das jetzt denen auch noch abnehmen?

Vor ein paar Tagen sagte einer, wir sollten das übliche Kränzeabwerfen zum 9. November einfach alle kollektiv boykottieren. Uns nicht mehr als Staffage von Gedenkfeiern und Reden gebrauchen lassen, denen keine Taten folgen. Die toten Juden sind die Guten, die lebenden interessiert niemanden.

Es ist gerade schwer vorstellbar, wie die mehrfach gesprungene Vase zu kleben sein soll. Für die notorisch optimistisch denkenden Juden war das Nachkriegs-europa – wenn auch mit der Vorkasse der Schoa – ein guter Ort. Mittlerweile ist auch bei den Optimisten die Hoffnung auf ein selbstverständliches, sicheres jüdisches Leben in Deutschland, in Westeuropa in sich zusammengesackt. Und sehr bang wird auf die Rettungsinsel geblickt.